



Abend,

Zeitung.

12.

Dienstag, am 14. Januar 1840.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell).

An den Winter.

Du hast den Thron, in Eis gehüllt, bestiegen
Den Vater Herbst, der greise, kaum verließ;
Und alle Blätter mußten niederfliegen,
Die Flur sich kleiden in Dein silbern Bließ.

Zu Füßen rollten Dir die freien Quellen,
In Fesseln warf sie Deine schwere Hand.
Du winkst, und Wüsten sind die Rasenstellen,
Und Nebelflor der Luft azurnes Band.

Und was Du nimmst, das suchst Du zu vergüten
Durch andre Pracht, durch anderer Freuden Glanz;
Du streust an's Fenster diamantne Blüthen
Und rufst in's Leben den beschwingten Tanz.

Und Mumenschanz auf frischen Klagesweisen,
Das Spiel der Bühne, die das Kühnste wagt,
Betäubt, bethört uns, daß wir Dich nur preisen
Und nicht, was Deine Herrschaft uns versagt.

Und draußen auf den farbenlosen Flächen
Fliegt pfeilschnell hin, der eingehüllte Troß
Durch Schnee und Nebel sich die Bahn zu brechen,
Mit Wagen ohne Räder oder Rosß.

In's Heiligthum ja selber des Gemüthes
Führst Jung und Alt Du wunderähnlich ein,
Auf Bäumen in Gemächern strahlt und blüht es,
Von stillen Freuden wie Dein Schnee so rein!

Doch kommt ein Tag weit herrlicher beschwinget
Als alle Deine zauberische Pracht,
Die erste Blume, die der Frühling bringet,
Verlöscht um Dich den Nimbus Deiner Macht.

Die schlichte Blum', erstanden Dir zum Hohne,
Auf grünem Feld', im warmen Sonnenschein,
Das arme Weilchen stürzt Dich vom Throne
Denn jedes Herz, und jedes Aug' ist fein.

Fingier.

Anekdoten aus dem zweiten Bande der „Darstellungen und Charakteristiken von Dr. G. Merkel.“

(Beschluß.)

Aus Jena, 1797. — In Jena war es so schwer,
Leichname zum Anatomiren zu erhalten, als in Leipzig.
Noch dazu hatte Loder einen beschwerlichen Rival dabei
an dem Professor Starck, der auch Anatomie las, Stadt-
physikus war und daher alle, auf ungewöhnliche Weise
Umgekommene in Anspruch nahm. Der Eifer der Loder-
schen Hörer half indeß bisweilen aus, wo es andre Mit-
tel nicht thaten. So war einst eine Leiche zu Starck ge-
bracht, der sie in seinem Vorhause niederlegen ließ, selbst
die Hausthüre verschloß und den Schlüssel zu sich nahm.
Am folgenden Morgen war sie dennoch verschwunden,
Loder aber, als er sie so ganz unerwartet auf seinem Se-
cir-Tische liegen sah, schlug voll Erstaunen die Hände
zusammen und rief: „Nun, meine Herren! werden Sie
doch nicht mehr bezweifeln, daß der heilige Antonius von
Padua mit seinem abgehauenen Kopfe unterm Arm, zwei
Meilen spazierte! Ist doch dieser todte Schusterbursche
sogar durch die verschlossene Hausthür gegangen! Er soll
uns willkommen seyn!“ — und das Zerlegen fing an.

Professor Starck klagte, aber die Wunderthäter waren nicht zu entdecken, und der Herzog schlug die Klage lachend nieder, durch einen Wunsch. Auch er schätzte Loder den großen, genialischen Gelehrten sehr und die Studenten hingen dem vortrefflichen Lehrer mit großer Liebe an.

Eines Tages lief die frohe Nachricht in der Studentenwelt von Mund zu Munde: Loder hat einen himmlischen Kadaver geschossen! Er hatte ihn indeß nicht geschossen, sondern kontraktmäßig erstanden. Eine Schneiderfrau von mittlerem Alter war, ich weiß nicht wie, in die Saale gerathen und ertrunken, Loder hatte sogleich auf die Leiche spekulirt, und mit dem wahrscheinlich dürftigen Witwer das Abkommen getroffen, daß sie im anatomischen Theater benützt, dann aber auf Kosten desselben anständig beerdigt werden sollte. Es wurde dazu unter den Studenten der Medizin eine Subskription eröffnet, die schnell das Nöthige zusammen brachte. Mit froher Erwartung sahen wir der großen Stunde der Section entgegen. Endlich erschien sie. Die vielen Reihen des zweidrittel Zirkels von amphitheatralisch über einander erhöhten Bänken waren gedrängt voll, und unter den Hospitanten die an der Thüre stehen mußten, war auch Alexander von Humboldt. In der Mitte stand der Secirtisch, auf ihm lag mit einem Betttuche bedeckt der Gegenstand unsrer Wünsche. Endlich erschien Loder, mit einer weiten schneeweißen Schürze, die seine Kleidung vom Halse ab, vorn bedeckte, und wachstuchenen Aermeln, und legte einen sehr eleganten Secir-Apparat in Ordnung. Jetzt faßte er das Betttuch an, das die Leiche bedeckte — Aber zufällig blickte er nach oben, sogleich einmal hin, zog das Betttuch mit einem lauten Hm! wieder über die Leiche und setzte sich nieder, wieder nach oben sehend. Alle Blicke folgten dem seinigen und mit Erstaunen sah man die oberste, letzte Bankreihe mit einem wohlgeputzten Publikum gefüllt, das gar nichts Burschikoses hatte. Dem ersten stummen Staunen folgte aber bald das Erkennen, und unter Scharren und Meckern ertönte ein allgemeines: „Schneider heraus! Schneider heraus!“ Alle Schneidergesellen Jena's und vielleicht der Nachbarschaft hatten sich versammelt, um die wohlbekannte Frau Meisterin seciren zu sehn. Beschämt schlichen sie davon. Während des ganzen Vorganges hatte Loder ruhig lächelnd still gefessen und mit seiner goldenen Tabatiere gespielt. Jetzt stand er auf, legte die Tabatiere hin, zog die Decke ab, und ein lautes Murmeln erhob sich: „Göttlich! Göttlich!“ In der That war die todte, wohlbeleibte Frau Meisterin ein treffliches Exemplar, besonders für das Studium der Myologie und Syndesmologie. Aber

auch für die Splanchnologie. Loder hatte kaum den Unterleib geöffnet, als sein Auge funkelte und er ganz unwillkürlich ausrief: Das ist merkwürdig! Der Professor bückte sich hin und sagte: „Köstlich! Köstlich.“ Sie hatten eine Mißgestalt gefunden, von der Loder erklärte, sie sey ihm noch nicht vorgekommen. Er demonstirte ausführlich ihre seltenen Vorzüge, und gab dem Professor einen Wink, den dieser mit einem Kopfnicken beantwortete. Als am andern Tage ein Paar Vernbegierige sich noch vor dem Kollegium einfanden und die Köstlichkeit mit Muße bewundern wollten, war sie verschwunden? — Wohin? Wahrscheinlich ist sie jetzt in Moskau in der Präparaten-Sammlung die Loder dort nachließ. Dieß Verschwinden drohte aber einem bedenklichen Skandal. Die Schneidergesellen hatten es erfahren und erklärten einmüthig, sie würden es nicht leiden, daß ihre Frau Meisterin ohne Magen beerdigt würde. Er mußte durchaus in den Sarg gelegt werden. Loder wußte indeß ein Mittel zu finden, dem Skandal vorzubeugen, und doch die garstige Köstlichkeit zu retten. Er ließ seinen Zuhörern vorstellen, die Leiche sey so lehrreich gewesen, daß sie eine solenne Bestattung verdiene. Man verstand! Zu einer unerwartet festgesetzten Abendstunde fanden sich alle Studenten der Medizin und Andere ein, Viele mit Fackeln. Die defekte Frau Meisterin wurde feierlich von einer so zahlreichen Prozession zu Grabe begleitet, daß sich kein Schneidergeselle ihr zu nähern wagte.

Aus Weimar, 1799. — Herr Wolfgang Menzel behauptete vor zwei Jahren, es lebten in Deutschland jetzt 15,000 Personen die Bücher geschrieben hätten. Nach einzelnen Punkten zu urtheilen, müßten ihrer schon vor 40 Jahren wenigstens eben so Viele gewesen seyn. Man urtheile:

Bei einer stark besetzten Abendtafel im Gasthause zum Hochjäger in Weimar, entschlüpfte Einem der Anwesenden der Einfall: „Weimar scheint ihm, in literarischer Rücksicht ein großes Raupennest, über dem einige schöne Schmetterlinge flatterten: Der Atlasvogel Wieland, das glänzende Pfauenauge Goethe; der Riesen-Drauermantel Herder; der prächtige Schillervogel, der C. Vogel Böttiger, der große Fuchs Bertuch. Das nahe Jena liefere die kritischen Schröter. Voran summe der große Hirschkäfer Schüz.“ Lachen und unwillen unterbrachen ihn. Zum Glück war der, der so sprach, selbst Schriftsteller, wodurch das Gesagte gemildert wurde, aber da die meisten Tafelnden es auch waren und wohl fühlen mochten, daß sie nicht flatterten, konnte doch leicht ein Zanf entstehen. Ein 50jähriger Hofadvokat, mit drei-

tem, weinrothem Angesichte, aber einem reinen, verständigen Kopfe vermittelte Alles. Als täglicher Tischgast präsidirte er und so brachte er die Gesundheit der literarischen Raupen aus, die ja Alle Beruf und Hoffnung hätten, auch Schmetterlinge zu werden, und warf dann die Frage auf, wie viel Schriftsteller wohl jetzt in Weimar lebten? Man zählte und zählte und brachte in der Stadt von etwa 6,000 Menschen, 59 heraus. „Schade,“ rief Jemand, „daß nicht noch Einer da ist, um das Schock zu füllen.“ — „Den kann ich liefern!“ sagte der Hofadvokat. „Feiertag!“ rief er und dienstwillig lief der Lohnkai, der heute neben dem alten, steifen Schachhaber, dem Kellner, die Aufwartung hatte, mit einem reinen Teller herbei, aber der Hofadvokat hielt den seinigen, auf dem ein delicias Stück Rehrücken dampfte, mit beiden Händen fest und: — „Wie heißt das Buch, das Sie geschrieben haben?“ fragte der Hofadvokat, und mit seliger Verschämtheit sagte der alte Feiertag den ganzen Titel her. Die Gesellschaft brach in lautes Gelächter aus. Das Büchelchen war die Beschreibung einer Hofslustbarkeit auf dem Ettersberge, aus dem Standpunkte eines bewundernden Lakaien.

— Es heißt nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich die Bemerkung beifüge, daß der Herzog sich zwar besonders an seiner „Poeten Voliere,“ wie er einmal sich ausdrückte und an ihrem Ruhm ergözte, sich aber nie von ihr in der prosaisch-weisen Verwaltung seines Ländchens irre machen ließ.

Menschen und Zeiten.

Reisebekanntschaften. — Ein vornehmer, vielgereister Herr besuchte vor kurzem die Gemäldesammlung eines kenntnißreichen Kunstfreundes. Er fragte dabei zwei bis dreimal nach den Namen der Künstler, von denen die Gemälde herrührten. Als nun der Besitzer zum dritten Male den Namen Schalken nennen mußte und diesen vielleicht etwas zu laut aussprach, sagte der Besuchende: „Sie entschuldigen, daß ich so genau nach allen Künstlern fragte, aber ich habe sie alle auf meinen Reisen persönlich kennen gelernt.“ — Schalken ist aber über hundert Jahre todt!

Rousseau. — In einem der ältesten und ehrwürdigsten Schlösser der Normandie ist eine ununterbrochene Reihe von 60 noch ungedruckten Briefen J. J. Rousseau's, die er mit eigener Hand an die Marquise von Verdelles schrieb, gefunden worden. Es war dieß diese alte Frau, die in den traurigsten Augenblicken dieses so oft verbitterten Lebens ihm mit Rath und Trost beistand. Diese Briefe

füllen eine der empfindlichsten Lücken in Rousseau's Bekanntheit aus, und unsre Leser werden diesen kostbaren Briefwechsel nach der französischen Zeitschrift, in welcher sie erscheinen, sogleich in der unsrigen in neuer Uebersetzung mitgetheilt erhalten. S.

Aus Marcell's Tagebuche.

Mitgetheilt von Karl Uchner.

Jean Paul sagt im Titan: „Freunde, Liebende und Eheleute sollen Alles gemein haben, nur nicht die Stube. Die groben Forderungen und die kleinlichen Zufälle der körperlichen Gegenwart sammeln sich als Lampenrauch um die reine weiße Flamme der Liebe; wie das Echo immer einsilbiger wird, je weiter unser Ruf absteht, so muß die Seele, aus der wir ein schöneres begehren, nicht zu nahe an unserer zu seyn: und daher nimmt mit der Ferne der Leiber, die Nähe der Seelen zu.“

Die Richtigkeit dieses Gedankens in der aufgestellten Art, hat mir selbst vom idealistischen Standpunkte aus, nie einleuchten wollen, und selbst das Gleichniß mit dem Echo verfehlt nicht nur die beabsichtigte Wirkung, sondern lehnt sich geradezu wider den Dichter auf, wenn man den schönen, rührenden Mythos in's Auge faßt, der jenem Widerhall — dem schwachen, mangelhaften Refrain voller lebendiger Laute — seinen Ursprung verdankt. Die Nymphe Echo verlor zur Strafe ihrer Plauderhaftigkeit durch Here's harten Richterspruch den vollen Gebrauch ihrer beweglichen Zunge, so daß sie nur die letzten Silben der Fragenden verdoppeln konnte. Als Echo später in Liebe für den schönen Narcissus entbrannte und dieser sie floh, schwand sie aus Gram so ein, daß sie nur noch als Nachhall in den Klüften lebte. —

Nicht die Gefahr der Nähe, sondern die Marter der Entfernung, das tiefe Weh der Entbehrung ist es, was durch diesen Mythos dargestellt wird; und wenn „mit der Ferne der Leiber, die Nähe der Seelen zunimmt,“ so giebt sich eben nur dieß Weh der Entbehrung, durch die körperliche Trennung erweckte und gesteigerte Sehnsucht der Seelen nach körperlicher Wiedervereinigung, die Selbstverständigung der Seelen über das Bedürfniß einer solchen Wiedervereinigung als Ursache und nähere Bewandniß jener Erscheinung kund.

U n K. K.

Sklavisch erträgst Du die Launen und fröhnest den La-
stern der Großen,
Um dem Wetterhahn gleich, über uns Andern zu steh'n.
Karl Halden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Mainz.

(Beschluß.)

Unter den hervorstechenden Erscheinungen auf unserer Bühne in der neuesten Zeit sind vorzugsweise Ole Bull und eine Gesellschaft spanischer Tänzer zu erwähnen. Ole Bull schien anfangs vor unserer Stadt vorüberziehen zu wollen, ohne den Zauber seiner Geige vernehmen zu lassen; der Director des Theaters reiste ihm aber nach Mannheim nach, damit er uns für schweres Geld etwas vorgeige. Mehrere Tage vorher sprach man schon von Ole Bull; endlich kam er, der lange, hagere, phantastische Norwege, seine treue, geliebte Lebensgefährtin, die Geige, im Arme, und löste die Spannung in staunende Bewunderung auf. Die Meinungen über das Spiel dieses Künstlers waren hier, wie überall, sehr verschieden; es scheint aber, daß diese Meinungsverschiedenheit auf individuellen Ansichten vom Geigenspiel überhaupt beruht. Der Eine will, daß dieses Instrument von Holz immer die Sprache der Empfindung und des Herzens rede; er verlangt, daß die Töne eines Adagios eben so viele Seufzer sind, entronnen der beklommenen oder jauchzenden Brust. Der Andere hält sich dagegen nur an die vollendete Technik; ihm ist ein edles, großartiges, geniales Spiel das vorzügliche, obwohl er eingesteht, daß dort der Eindruck ein tiefes Wohlbehagen der Seele, hier aber nur ein mächtiges Staunen erzeugt. Für diejenigen, die durch ein ächtes Geigenspiel alle geheimen Schauer und Wonnen der Seele angeregt wissen wollen, ist Ole Bull der große Meister nicht; es ist keine süße Wehmuth, kein heiliges Gefühl, das der Norwege erzeugt; die Strahlen, die er aussendet, senken sich nicht tief ein in Herz und Seele, es ist nicht die innere Wollust, die Beriot und oft auch Paganini in uns erwecken. Dagegen wird Ole Bull immer Bewunderung erregen durch die geniale Manier seines Spiels, durch eine oft räthselhafte Gewandtheit und Kühnheit, durch die wundersamen, geistreichen Bizarrieren, die er auf der Geige ausübt. Ole Bull's Spiel fesselt den Hörer unwillkürlich; man lauscht athemlos, man ist ganz in diesem ungewöhnlichen Zauber versunken, man weiß vor mächtigem Staunen keine Worte zu finden. Aber gehoben und beseligt fühlt man sich nicht, auch nicht aufgelezt, dieses außerordentliche Wunder noch einmal zu sehen und zu hören. Dieses ist der Eindruck, den auf mich Ole Bull's großes Violin-Konzert (bis auf das Adagio cantabile) so wie sein Quartett für die Violine allein machte, und nur in dem Adagio von Mozart fühlte man, daß der Künstler auch jene Saiten anzuschlagen versteht, die mit dem geheimsten Gemüthsleben sympathisiren. — In Betreff der oben erwähnten spanischen Tänzer habe ich zu bemerken, daß diese fast eben so viel Sensation erregten, als Ole Bull. Die Gluth der südlichen Heimath, welche in den Augen und den feurigen Bewegungen dieser Tänzer spielte, die Grazie ihrer Stellungen, der liebliche Rhythmus, ich möchte sagen, die Poesie dieser Nationaltänze, das alles erregte eben so viel Bewunderung, als die beispiellose Fußgewandtheit und Körpergeschmeidigkeit dieser Tänzer. Wie sie dahin schwebt, die herrliche Spanierin, in der üppigsten Fülle des Reizes, an des schönen Mannes Seite, der in jugendlicher Vollkraft blüht, beide in der lockendsten Landestracht, die keine Form verhüllt. Aus Zärtlichkeit gegen seine schöne Mittänzerin vergißt der Mann die Kühnheit seiner Sprünge, sein Gebährdenspiel ist so ausdrucksvoll als gefällig, die Manieren der Tänzerin aber haben einen unbeschreiblichen Zauber. Nicht in den Füßen allein, sondern im ganzen Körper ist reges Le-

ben, die Gluth des Herzens verrathend. Und welch ein anmuthiges Spiel der schönen Arme! Bald stützt sie dieselben in die Hüften, streckt sie bald sehrend nach dem lieben Gegenstande aus, oder hebt sie triumphirend in die Höhe, oder läßt sie verzweifelnd nieder sinken, je nachdem sich in der Brust die Leidenschaft regt und steigert. Jede Bewegung ist Sprache, jeder Blick Liebe. Das ist ein spanischer Tanz, das ist ein liebeglühender Bolero, eine begeisternde Cachucha, die auf eine vollendete und überraschende Weise von dieser reisenden Gesellschaft aufgeführt wurden. —

Aus Weimar.

(Fortsetzung.)

Eine zweite Novität für mich nicht allein, sondern für die Theaterwelt überhaupt, war das romantische Drama: „Bruder Raim“, nach der gleichnamigen Bugenhagenschen Novelle bearbeitet von Heinrich Gauß, einem hier lebenden, tüchtigen Literaten und gleichzeitig allgemein geachteten Manne. — Er ist, da wir im geselligen Leben persönlich viel mit einander verkehren, in ganz freundlichen Beziehungen an mich gebunden, es könnte also als Parteilichkeit ausgelegt werden, wenn ich die große Lobposaune über das Stück an den Mund oder vielmehr an die Feder setzte; man kennt mich jedoch schon zu lange von der unparteiischen Seite, als daß man mir jene Inkonsequenz zutrauen dürfte. „Bruder Raim“ ist ein Drama, das auf jeder Bühne gegeben werden kann und überall sein anerkennendes Publikum finden wird. Sind auch keine Knall-Effekte wie in den Birch-Pfeiffer'schen Sachen oder wie in den sogenannten Espektstücken dramatisch-schriftstellerisirender Regisseurs darin vorhanden, so ist doch das Ganze geregelt und Interesse, besonders Spannung erweckend. Gut besetzt, also auch wie zu erwarten, gut gegeben, wird es nirgends eine gute Wirkung verfehlen. — Einige kleine Makel ausgenommen, die sich bei der Wiederholung beseitigen lassen werden, konnte man mit der ersten Vorstellung zufrieden seyn. Wenn auch kein lebhaftes Applaudissement statt fand, so war doch die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Gang der Handlung sehr zu loben, was am Ende mehr gilt, als bestellte Klatscherei. Wir wünschen dem wackeren Dichter alles Glück auf der von ihm betretenen, glatteisenden Laufbahn und empfehlen sein Opus allen zu Anschaffung von Novitäten geneigten Theaterdirectionen.

— Zwei wohlrenommirte Fremdlinge oder Gäste, wie man sagen will, erfreuten uns durch ihre Kunstleistungen. Nämlich erstens: die wahrhaft dramatisch-ausgebildete Sängerin Ulle Agnes Schebest in den Rollen Sertus, Fidelio (zweimal) und Alice. Sie hat unserem Theater mehrere schöne Einnahmen verschafft. Sollen wir eingehen in das, was bereits früher über sie gesagt worden, so können wir, wenn auch gerade das hiesige Publikum nicht zu den Ultra-Enthusiasten gehört, nur Alles bestätigen, was wir über sie gelesen, obgleich hinsichtlich ihres Gesanges und ihrer Gesangsweise sich verschiedenfache Stimmen hören lassen. Das Tremuliren in den höheren Tönen wollte Manchen als Schwäche, als Abnahme der Stimme erscheinen und wir wagen hier nicht zu widersprechen. Das Spiel wollten wieder Manche outrirt finden. — Alles hat seine Seiten und diese muß man betrachten. Der verdiente Beifall ist jedoch nicht ausgeblieben, denn sie ist als Fidelio und als Alice hervorgerufen worden, was nicht allen hier gastirenden Schauspielern und Sängern widerfährt. —

(Beschluß folgt.)